

schlungene Vertriebssystem der Japaner westlichen Firmen das Japan-Geschäft. In Japan gibt es nicht weniger als 1,5 Millionen Läden (Zahl der Läden in den USA: 1,7 Millionen). Meist sind die Kleinstgeschäfte in engen, winkligen Seitenstraßen versteckt und nur für Eingeweihte auffindbar.

Der Großhändler, der die Auslandsware annimmt, kennt allenfalls die regionalen Großhändler. Selbst diese wissen in dem Ladengewirr nicht Bescheid und geben die Ware — mit Aufschlag — an Nachbarschafts- und Straßengrossisten ab, die sie ihrerseits an die Läden weiterreichen.

Gelingt es einem Hersteller trotz aller Hemmnisse, sein Produkt auf Japans Mark zu verkaufen, dann „kann er sich auf die Japaner als Kunden verlassen“, wie Ludwig Koellmann, Japan-Vertreter der Kronberger Braun AG zu berichten weiß. Denn: „Die Japaner kaufen es immer wieder.“

Oft erstehen Japaner einen Ersatzrasierer oder ein neues Fernsehgerät selbst dann, wenn der alte Apparat nur mal defekt ist. Reparierte Geräte sind nicht schick, daher muß ein neues her — meist von der alten Marke.

Freilich: Wer es als Ausländer in Japan zum Erfolg gebracht hat, setzt sich unweigerlich der Kontrolle seiner japanischen Konkurrenten — zuweilen sogar staatlicher Stellen — aus. Zumeist erhält dann der Ausländer den Rat, es sei im eigenen Interesse besser, im Betrieb einen sogenannten Berater anzustellen. Tut er es, stellt er bald fest, daß die Berater, meist pensionierte Beamte des Wirtschaftsministeriums oder ehemalige Funktionäre des Industrieverbandes Keidanren, in Wahrheit Spione sind, die alles, was in der Firma vorgeht, weitertragen.

Gelegentlich freilich leisten die Berater auch ihren ausländischen Arbeitge-



Japanerinnen in US-Jeans
„Vollblutige Konsumenten“

bern gute Dienste. So pflegt etwa Hans-Joachim Buhr, Chef der deutschen Überseeischen Bank in Tokio, für Verhandlungen mit Japanern einen einheimischen Berater einzusetzen. „Wenn er dann zurückkommt“, meint Buhr, „und sagt: ‚Feeling is good‘ — dann hat er auch etwas erreicht.“

Auf eine gute gefühlsmäßige Übereinstimmung — Kimochi genannt — kommt es in Japan mehr als in anderen Ländern an. „Man kann“, so meinte R. D. Chandler von der japanischen Vertretung von Unilever, „nicht einfach in Japan mal schnell aus dem Flugzeug steigen, die eine Tasche voller Geld und in der anderen ein wunderbares Produkt.“

Vor allem müssen ausländische Unternehmer viel Geduld für die Verhandlungen mit japanischen Partnern aufbringen. Denn in Japan werden Entscheidungen niemals von einem Mann allein gefällt, sondern in zeitraubenden Besprechungen eines Management-Teams. „Japaner“, erklärte Masaaki Imai, Leiter der Wirtschaftsforschungsstelle Cambridge Research Institute Japan, „glauben nicht an den individuellen Star, sondern an die Harmonie einer Gruppe an der Spitze.“

Wer kurz und sachlich übers Geschäft sprechen kann, wird in Japan zwar höflich behandelt, aber im Grunde verachtet. Noch immer gilt es bei Japans Industrieführern als feine Sitte, nach den Geschäftsverhandlungen noch ein Gespräch über ein kulturelles Thema — Kunst, Literatur, Philosophie — zu beginnen.

Westdeutsche Geschäftsleute sind da überfordert. Nur die wenigsten beherrschen Japanisch in Wort und Schrift.

„Viele“, so klagte ein Handelskammer-Mitglied, „kommen her und können nicht einmal richtig Englisch.“

Irritiert sind westliche Geschäftsleute auch, wenn sie von den Japanern kein klares Ja oder Nein zu hören bekommen. „Die Verständigung funktioniert hier anders“, meinte Wirtschaftsforscher Imai, „man drückt sich viel lieber in den grauen Zonen zwischen Ja und Nein aus und gibt dem Partner indirekt zu verstehen, was man meint.“

Freilich können solche Andeutungen auch leicht vom unerfahrenen West-Partner mißverstanden werden. „Wenn mir ein Japaner sagt: ‚Ihr Angebot ist interessant, aber wir müssen es sorgfältig prüfen‘, dann heißt das für mich ein klares Nein“, berichtete der österreichische Stahlhändler Frank Korn.

Oft begehen europäische oder amerikanische Japan-Händler auch den Fehler, Mitarbeiter nach Japan zu entsenden, die nach japanischen Vorstellungen zu jung (sprich: unter 40 Jahre alt) sind. Bei Japans bejahrten Bossen (oft 80 Jahre alt) gelten die jungen Leute aus dem Ausland häufig als unqualifiziert. „Sie glauben ihnen einfach nicht“, meinte Alexander Fischer von der deutschen Handelskammer in Tokio, „daß sie bei ihren Firmen schon etwas zu sagen haben.“

Trotz derlei Widrigkeiten ist auf die Dauer, so meinen japanische Experten, das Vordringen ausländischer Firmen in Japan nicht zu bremsen. Denn sogar die Greise im allmächtigen Industrieverband Keidanren, bisher Drahtzieher des Widerstandes gegen die Ausländer, schwenken — aus Angst vor Handelsrepressalien seitens der Amerikaner und Europäer — mehr und mehr auf eine neutrale Linie ein. „Jeder“, so der Keidanren-Offizielle Toshiro Shimanouchi, „soll hier seine Chance haben.“

Andere Industrie-Sprecher gehen sogar noch weiter. Meinte Yoshio Kato, Vorsitzender des Kansai-Industrieverbandes von Osaka: „Konkurrenz bewahrt uns davor, faul zu werden. Eines Tages werden wir soviel ausländische Unternehmen haben wie Westdeutschland. Damit werden wir fertig.“

GRIECHENLAND

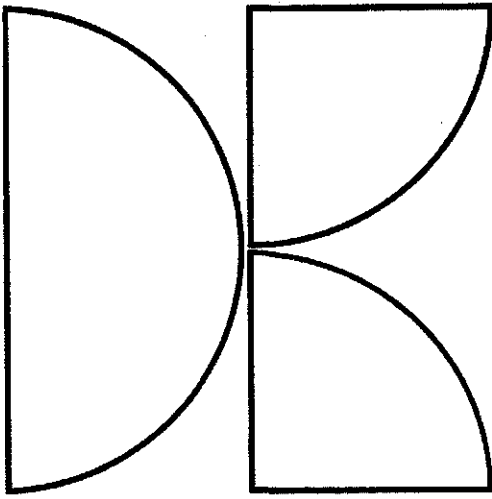
Erkrankter Geist

Die orthodoxe Kirche kommt mit ihrem Geld nicht aus, neue Gläubige sind nicht zu gewinnen. Deshalb verkauft sie Küstenstriche und Inseln.

Die griechisch-orthodoxe Kirche will die römische nachahmen: Grundbesitz und Gläubigengelder sollen nutzbringend angelegt werden. Die Kirche will Hotels und „Unternehmen aller Art“ errichten und sogar eine eigene



Französische Parfums in Japan
„Damit werden wir fertig“



Was viele versprechen: **Kiel hält's.**

Zum Beispiel: Freizeitwert.
Acht Stunden sind kein Tag in Kiel.
Der tägliche Urlaub¹ beginnt
wenige Minuten nach Feierabend.
Das attraktive Arbeitsplatzangebot²
wird noch wertvoller.

¹⁾ Zu den strukturbedingten Vorzügen der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt gehört ihre Größe. Genau: ihre zierliche Größe. "36" könnte man sagen, wenn Kiel eine junge Dame wäre. Etwa 270.000 Einwohner haben die Ostsee, die Förde, die Schwentine oder die Eider für wassersportliche Betätigungen vor der Tür. Der Weg vom Arbeitsplatz in die Wohnung oder an den Ort der Freizeitbetätigung ist nur ein Katzensprung.

²⁾ 119 von 1000 Kieler Bürgern arbeiten in der Industrie. Im Bundesdurchschnitt sind es 137. Diesem statistischen Nachholbedürfnis trägt man in Kiel Rechnung. Für die Errichtung 7.000 neuer industrieller Arbeitsplätze hat die Stadt 200 ha, haben Bund und Land die Mittel aus dem Förderungsprogramm bereitgestellt. Produktionsunternehmen können in Kiel bis zu 25 % der Investitionskosten als Zuschuß erhalten. Mit Hilfe dieser Förderungsmittel soll auch künftig in Kiel umweltfreundlich produziert werden.

Auskünfte zu 1):
Stadt Kiel, Amt für Wirtschafts- und Verkehrsförderung, 2300 Kiel 2300 Kiel 1, Rathaus, Telefon 0431/594 23 42 bis 44, Telex: 299897
Auskünfte zu 2):
INDUSTRIEANSIEDLUNG KIEL GMBH, 2300 Kiel 14, Alte Lübecker Chaussee 60, Telefon: 0431/68 63 76, Telex: 292425

Bank gründen — nach dem Vatikan-Muster der „Bank des Heiligen Geistes“.

Kaum war, im Mai 1967, der damalige Hofprälat und Günstling der Königinmutter Friederike, Hieronymos Kotonis, von Königshaus und Militärregierung auf den Athener Kirchenthron gesetzt worden, fällte er ein vernichtendes Urteil über seine Kirchenmänner: „Der Geist in der Kirche ist erkrankt, daher florieren auch ihre Finanzen nicht.“

In einem Entwurf für eine neue Kirchenverfassung stellte der Erzbischof dann ein Sündenregister seiner Bischöfe auf: Der „kolossale“ Kirchenbesitz werde nicht immer uneigennützig verwaltet. Wegen der aufwendigen Lebensführung einiger Geistlicher und des Nepotismus der Finanzverwalter habe das Kirchenvolk kein Vertrauen in die Verwaltung der Kirchengelder. Für „Werke der Liebe“ bleibe nur wenig übrig.

Der Erzbischof wiederholte damit, was zuvor der Archimandrit Augustinos Kantiotis, heute Bischof der nordmazedonischen Diözese Florina, krasser formuliert hatte: „Wenn in den Diözesen eine Finanzkontrolle durchgeführt würde, bliebe keinem Bischof das Gefängnis erspart.“

Auch in der Hieronymos-Ära landete kein Bischof im Gefängnis, die Kirchenfinanzen verfielen weiter. Denn das Kirchenvolk zeigte sich nicht bereit, die Kassen der 7300 griechischen Pfarreien zu füllen. Nur etwa zehn Prozent der Gläubigen sind noch praktizierende Christen. Unter der Jugend konnte die konservative und wirklichkeitsfremde Politik der Kirche keine Sympathien gewinnen. Überdies pries der Erzbischof öffentlich Putsch und Macht der Armee. Dem Ministerpräsidenten Georgios Papadopoulos verlieh er den höchsten Orden der Kirche, das Goldene Kreuz des Apostels Paul. Bischöfe und Pfarrer verbrüderten sich mit dem Regime. Sie setzten sich kaum für das Los der politischen Häftlinge ein, dafür aber für das Wohl der Machthaber.

Da die Kirchenfinanzen nicht zu ordnen und neue zahlende Gläubige kaum zu gewinnen sind, will Hieronymos nunmehr den kirchlichen Grundbesitz wirtschaftlich erschließen und für gewinnbringende Zwecke anlegen.

Diesen Besitz erwarb die orthodoxe Kirche nicht immer auf christliche Art: Diözesen und Klöster beuteten als Grundherren die Bauern aus, Bischöfe und Mönche nahmen den überschuldeten Landarbeitern das Land weg, wenn diese die zu Wucherzinsen gewährten Kredite nicht zurückzahlen konnten.

Heute verfügt der Großgrundbesitzer Kirche über mehr als zwei Milliarden Quadratmeter Kultur- und Forstland. Die 1,4 Millionen griechischen Landarbeiter müssen sich dagegen 35 Milliarden Quadratmeter Nutzfläche

teilen und Parzellen von durchschnittlich 3,6 Hektar bewirtschaften.

Noch wertvoller sind städtische Immobilien: Allein in Athen besitzt die Kirche etwa 400 hochwertige Grundstücke. Dazu kommen in dem vom Tourismus-Boom gesegneten Land begehrte Küstenstriche, darunter über 100 Millionen Quadratmeter touristisch ergiebige Inseln.

Um diesen brachliegenden Kirchenschatz zu aktivieren, gründete der Erzbischof eine privatwirtschaftlich arbeitende Aktiengesellschaft, die „Epa“, an der — neben der von ihm kontrollierten „Anstalt für das Kirchenvermögen“ — auch zwei Klöster beteiligt sind. In den 14köpfigen Verwaltungsrat berief er — neben Industriellen und Staatsbeamten — auch einflußreiche Männer des Regimes, darunter den 1971 aus dem Papadopoulos-Kabinett ausgeschiedenen Kulturminister Nikitas Sioris, heute Athens Botschafter in Bonn.



Athener Erzbischof Hieronymos
Unternehmen aller Art

Laut Statut soll die Epa „Immobilien erwerben und verkaufen“ und „Unternehmen aller Art gründen und betreiben“. Zu diesem Zweck soll sie nicht selbst unternehmerisch tätig werden, sondern vielmehr Partnerschaften mit privaten Interessenten anstreben. Der Epa-Stab soll einen Fünfjahresplan für die optimale Nutzung des Kirchenvermögens ausarbeiten. Dazu muß eine Generalinventur vorgenommen werden: Die Kirche weiß heute kaum, was ihr gehört, sie braucht für die Aufstellung der Liste etwa zwei Jahre.

Um jedoch keine Zeit zu verlieren, suchten die Kirchenmanager die interessantesten Objekte vorweg aus und begannen um Renditen und Profite, Pacht und Aktien zu feilschen. Sie boten vor allem begehrte Grundstücke für den Hotelbau feil.

Der erste Partner der Kirche ist eine griechisch-ausländische Gruppe, der die

neu

**Wenn Sie jetzt
neue Reifen brauchen,
sollten Sie sich
den Stahlgürtelreifen
mit dem doppelt-starken
Herzen ansehen.**

KELLY «STEELMARK»

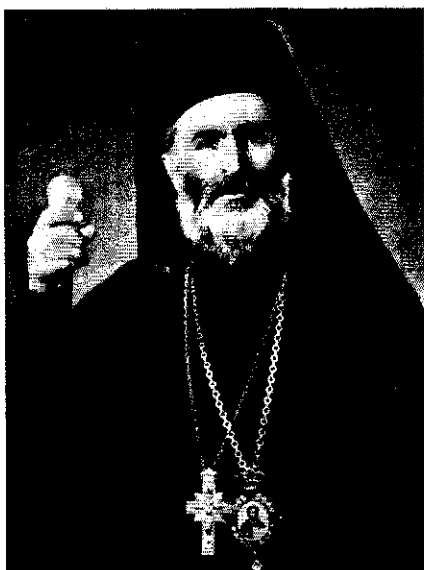
**Für Fahrer mit Herz und
Reifenverstand**



SP 6-73

Prüfen Sie die Profilgestaltung: tiefgeklüftet — ineinander verzahnt — Drainagekanäle — Lamellenschlitze — das heißt: Sicherheit auf nasser Straße. Informieren Sie sich über die Karkasse aus Stahl und Polyester — das doppelt-starke Herz — das heißt: schnelles Laufen auf trockener Fahrbahn — hohe Kilometerleistung. Vergleichen Sie — prüfen Sie — seien Sie kritisch. Entdecken Sie Ihr Herz für KELLY!

**KELLY «STEELMARK» der Stahlgürtelreifen
mit dem doppelt-starken Herzen.**



Gastarbeiter-Metropolit Eirenaios
Schiffahrt mit Gläubigen

Epa in Vouliagmeni bei Athen ein Küstengrundstück von 103 000 Quadratmetern für den Bau eines Luxushotels mit 1200 Betten übertrug. Im Mai wird der Grundstein gelegt, noch vor der Sommersaison 1975 soll das Kirchenhotel eröffnet werden. Die Kirche sicherte sich dafür nicht nur eine Garantiemiete und einen Anteil an den Bruttoeinnahmen, sondern auch das Recht, das Hotel nach 43 Jahren in ihren Besitz zu bringen.

Im Vouliagmeni-Gebiet sollen nach den Epa-Plänen insgesamt acht Hotels mit 5000 Betten und ein Feriendorf für 3000 Touristen auf kircheneigenen Grundstücken gebaut werden. Gesamt-Investition: 100 Millionen Mark.

Auch für ihre Grundstücke in Athen hält die Kirche Pläne bereit: Griechische und ausländische Unternehmer wurden aufgefordert, Vorschläge für den Bau von Hotels sowie eines Geschäfts- und Bürozentrums einzureichen.

Das lockende Geschäft mit der Kirche rief nicht nur einheimische Hotelunternehmer, sondern auch ausländische Bosse auf den Plan. J. Louis Reynolds, Aufsichtsratsvorsitzender der Reynolds International, reiste nach Athen, um den Kirchenmännern seine Vorschläge über den Bau von Hotel- und Bungalow-Komplexen mit 25 000 Betten zu unterbreiten.

Während die künftigen Bischof-Manager diesen Zulauf mit Interesse registrieren, hat erst ein einziger Geschäftserfahrung: der frühere kretische Bischof Eirenaios, eine Ausnahme in mehr als einer Hinsicht, denn er arbeitete zugunsten seiner Herde. Nach dem Untergang der „Heraklion“-Autofähre im Dezember 1966 gründete er mit Beteiligung von 3500 Gläubigen die Schiffahrtsgesellschaft „Anek“, de-

ren Schiff „Kydon“ zwischen Piräus und Kreta verkehrt.

Der Reeder-Bischof hofft, auch die Mittel für ein zweites Schiff aufzubringen: Er ist inzwischen Metropolit von Deutschland, Herr über rund 300 000 Griechen-Gastarbeiter und ihre Familien in der Bundesrepublik.

SÜDAFRIKA

Wer will weißes Blut?

Der Apartheidsstaat ist gegen jede Blutmischung der Rassen – selbst bei Transfusionen in Krankenhäusern.

Ein Rettungswagen brachte den schwarzen Arbeiter Phillip Shakwane nach einem Autounfall ins Rob Ferreira Hospital in Nelspruit. Die Ärzte befanden, ein Bein müsse amputiert werden, ansonsten bestehe keine Lebensgefahr.

Shakwane starb dennoch: Eine nach der Amputation angeordnete Bluttransfusion hatte sich verzögert, weil „schwarzes“ Blut nicht rechtzeitig zu beschaffen war. Als der diensttuende Arzt Dr. van der Merwe nach Rücksprache mit Hospitalchef Dr. Pullen schließlich auf einen Liter „weißes“ Blut zurückgriff, konnte Shakwane nicht mehr gerettet werden.

Obschon Transfusionen zwischen Südafrikanern verschiedener Hautfarbe nicht verboten sind, halten die Hospitaler am Kap strenge Blutapartheid. Ein Gesetz aus dem Jahre 1962 bestimmt, daß auf jeder Blutflasche neben den notwendigen medizinischen Angaben auch die Rasse des Spenders vermerkt sein muß (Weißer, Schwarzer, Mischling, Asiate). Offizieller Grund: Die Verträglichkeit sei bei Übertragungen zwischen Angehörigen der verschiedenen Gruppen geringer als bei Gleichrassigen.

Südafrikas Gesundheitsministerium stand zu dieser These, obwohl die Amerikanerin Eloise Giblett schon 1961

nachgewiesen hatte, wie fragwürdig sie ist. Doch im Apartheidsstaat sollte kein Negerblut in Buren-Adern fließen, kein Schwarzer mit „weißem“ Blut gestärkt werden. Jetzt aber widerlegten auch zwei Südafrikaner das „pseudowissenschaftliche Traditionsdenken“ (Durbans „Sunday Tribune“) von der Unverträglichkeit des Blutes verschiedener Rassen.

Dr. George Nurse und Dr. Trefor Jenkins von der Abteilung Human Serogenetics beim Südafrikanischen Institut für medizinische Untersuchungen in Johannesburg rechneten anhand von zahlreichen Versuchen die statistischen Möglichkeiten einer Negativreaktion bei Bluttransfusionen zwischen Angehörigen von Südafrikas verschiedenen Rassen durch.

Nach Ausschöpfung aller möglichen Kombinationen stellten sie fest, daß die Gefahr am größten ist, wenn sowohl Spender als auch Empfänger Weiße sind, oder wenn der Spender Mischling und der Empfänger Weißer ist. Übertragungen zwischen Schwarzen und Weißen oder auch zwischen zwei Schwarzen bargen ein geringeres Risiko. Der sicherste Spender ungeachtet des Empfängers, so schrieben die Wissenschaftler im „South African Medical Journal“, sei der (nicht zur Banturasse gehörende) Buschmann. Ihre Schlußfolgerung: Es bestehe kein Grund, Blutspenden nach Rassen getrennt zu verwenden.

Die maßgeblichen Kap-Mediziner wollen freilich auch nach Widerlegung der Unverträglichkeitstheorie Blutapartheid weiter praktizieren. Ihre neue Begründung: „Übertragbare Seuchen sind bei Schwarzen häufiger anzutreffen als bei Weißen“ (Ben Grobbelaar vom Natal Blood Transfusion Service). So würden nur 0,1 Prozent der Weißen, aber acht bis neun Prozent der Schwarzen an Leberentzündung leiden. Grobbelaar: „Wenn die Weißen schwarzes Blut bekämen, hätten wir einen Masenausbruch von Leberentzündung.“

Südafrikas Schwarze antworteten auf die Abqualifizierung ihres Blutes:

In Kapstadt fiel die Zahl der Spendenwilligen um zwei Drittel, und die „Sunday Tribune“ befürchtete einen „Boycott aller schwarzen Blutspender“. Ein farbiger Arzt schrieb sarkastisch an die Zeitung: „Kürzlich starb eine weiße Frau, nachdem sie eine Blutübertragung von einem weißen Mann bekommen hatte. Der Spender litt an Malaria, ohne es zu wissen. Also, wer will schon weißes Blut?“



Blutspender in Südafrika: Rassevermerk auf der Flasche